

# Benediktinische Gemeinschaft – Modell für christliches Zusammenleben

Anselm Grün, Münsterschwarzach

Die Sehnsucht nach Gemeinschaft lässt heute immer neue Modelle menschlichen Zusammenlebens entstehen. Wohngemeinschaften versuchen neue Wege zu gehen, miteinander zu leben, einander zu helfen und das Gefühl der Geborgenheit zu vermitteln. Im kirchlichen Raum entspringen neue Kommunitäten, christliche Zellen, die sich in den verschiedensten Bereichen engagieren: Sorge um Strafentlassene, um psychisch Kranke, um Drogenabhängige, um Ausländer. Junge Ehepaare tun sich zusammen, um gemeinsam zu beten und zu leben. Alternative Gruppen probieren neue und, wie sie meinen, gesündere Formen von Gemeinschaftsleben aus. Man hat Angst vor der Isolierung und tut sich daher zusammen.

Bei der Suche nach neuen Gemeinschaftsformen üben die alten Orden in zunehmendem Maße auf viele Jugendliche Faszination aus. Viele hoffen, in ihnen etwas zu finden, das einer menschlichen Gemeinschaft Dauer verleiht. Oft projizieren sie ihre Wünsche auf die Ordensgemeinschaften, idealisieren sie, ohne den konkreten Alltag mit seinen zwischenmenschlichen Konflikten wahrnehmen zu wollen. Wenn wir in dieser Situation fragen, wie *Benedikt* sich seine Gemeinschaft vorgestellt hat, so soll das kein billiges Argumentieren sein: Benedikt habe alles schon gewußt. Wir wollen vielmehr aus unserer heutigen Situation heraus fragen, ob Benedikt uns ein Modell anbieten kann, das sich lohnt, gelebt zu werden. Schließlich hat sein Modell, miteinander zu leben, 1500 Jahre überdauert. Und so drängt sich die Frage auf, was denn die Kraft dieses Modells ausmacht, die es befähigte, so lange zu überleben.

Wer in der Regel Benedikts nach einer Theologie der brüderlichen Gemeinschaft sucht, wird zunächst enttäuscht sein. Benedikt begründet kaum, er beschreibt einfach; nicht weil er als Römer nur juristisch denkt, sondern weil er seine Regel als konkrete Auslegung des Evangeliums versteht. Er setzt überall das Evangelium voraus und legt es in den Alltag einer klösterlichen Gemeinschaft hinein aus. Was Christus von seinen Jüngern fordert, das zeigt sich in einer brüderlichen Mönchsgemeinschaft in ganz konkreten Geboten und Richtlinien, in klaren Strukturen und in den Verhaltensweisen, wie die Brüder einander begegnen und wie sie miteinander leben sollen. Für Benedikt gibt es den Geist des Evangeliums nicht losgelöst von seiner Inkarnation in einem ganz bestimmten Lebensstil. Der Geist Christi entfaltet sich für ihn nicht in einem luftleeren Raum, nicht im Unverbindlichen, sondern in der Konkretisierung in einer sinnvollen Ordnung und in angemessenen Regeln für das menschliche

Miteinander. Daß hinter all den manchmal allzusehr ins Detail gehenden Anweisungen der Geist des Evangeliums steckt, zeigt das 72. Kapitel, in dem Benedikt – sich eng an die Paulusbriefe anlehnd – zusammenfaßt, wie er sich eine klösterliche Gemeinschaft vorstellt:

Das ist der Eifer, den die Mönche in glühender Liebe üben sollen: Sie sollen sich in gegenseitiger Achtung übertreffen. Sie sollen ihre leiblichen und charakterlichen Schwächen in großer Geduld aneinander ertragen. Sie sollen sich in gegenseitigem Gehorsam zu überbieten suchen. Keiner soll den eigenen Vorteil suchen, sondern mehr den des anderen. Sie sollen einander selbstlos die brüderliche Liebe erweisen. Gott sollen sie in Liebe fürchten. Ihrem Abt seien sie in aufrichtiger und demütiger Liebe zugetan. Sie sollen durchaus nichts höherstellen als Christus, der uns alle zum ewigen Leben führen möge.

Fünf Elemente lassen sich aus diesem und aus anderen Kapiteln der Regel für ein christliches Gemeinschaftsleben herausschälen.

### Die Ehrfurcht vor dem andern

Benedikts Regel ist durchzogen von einer tiefen Ehrfurcht vor dem Menschen. Benedikt glaubt an das Gute im Menschen. Das war keine Selbstverständlichkeit zu einer Zeit, da die Grundwerte menschlichen Zusammenlebens erschüttert waren und das Böse so offen zutage getreten war, daß man ein tiefes Mißtrauen gegeneinander hegte. Und Benedikt hat in seinem Kloster auch recht negative Erfahrungen machen müssen: In seinem ersten Kloster z. B. wollten ihn die Mönche sogar vergiften. Die Regel zeigt, daß er immer wieder mit Mitbrüdern zu tun hatte, die sich nicht einfügten und die Regel ständig übertraten. Trotz all dieser negativen Erfahrungen glaubt Benedikt an das Gute im Menschen. Das zeigt sich gerade in seiner Behandlung der Brüder, die gefallen sind und von der Gemeinschaft ausgeschlossen wurden. Nie verurteilt Benedikt, sondern er geht wie ein weiser Arzt vor, der es versteht, Wunden zu heilen. Er glaubt also auch, daß einer, der offensichtlich falsch handelt und die Ordnung stört, geheilt werden kann, er glaubt an einen positiven Kern in einem jeden.

Ja, er geht noch weiter: Er glaubt an die Gegenwart Christi in jedem Menschen. Er ermahnt seine Mönche, die Gäste wie Christus aufzunehmen, da in ihnen tatsächlich Christus aufgenommen werde. Und er legt dem Abt und dem Cellerar<sup>1</sup> die Sorge für die kranken Mitbrüder ans Herz, denn in ihnen diene man Christus – auch in den Kranken, die den Brüdern mit ihren übertriebenen Forderungen auf die Nerven gehen, dient man Christus selbst. Der Glaube an

<sup>1</sup> „Der ‚Cellarer‘, Modell und Vorbild für andere Amtsträger, ist der vom Abt beauftragte Verwalter der materiellen Güter. Er betreut Tisch, Küche, Keller und Vorratsraum.“ (*Die Benediktsregel. Eine Anleitung zum christlichen Leben*. Der vollständige Text der Regel lateinisch-deutsch, übers. und erkl. von Georg Holzherr, Zürich 1982, 190.)

Christus im Bruder prägt das menschliche Miteinander-Umgehen. Wenn Christus im andern ist, auch in dem, der mir auf die Nerven geht, der sich um keine Regeln kümmert, der der Gemeinschaft zur Last fällt, dann darf ich nie jemanden abschreiben. Ich darf auch nicht meinen, ich müßte den andern ändern und verbessern. Ich muß vielmehr dem andern helfen, daß die Christusgestalt, die in ihm verborgen ist, zum Vorschein kommen kann.

Heute gibt es eine regelrechte Sucht, den andern ständig ändern zu wollen. Wir meinen, ihm zu helfen, wenn wir ihn nach unseren psychologischen Maßstäben ausrichten. Wir wollen ihn von seinen vermeintlichen psychischen Komplexen befreien. Doch je mehr wir ihn ändern wollen, desto weniger erreichen wir. Er zieht sich zurück und wehrt sich, er verteidigt sich, rechtfertigt sich. In vielen Wohngemeinschaften ist die Situation so verfahren, weil die Atmosphäre durch dieses ständige Einander-ändern-Wollen gereizt ist. Die Absicht ist gut, doch die Wirkung zeigt, daß die gute Absicht irgendwelchen Trugschlüssen zum Opfer gefallen ist. Und dieser Trugschluß ist der Zwang des sich Gegenseitig-ändern-Wollens. Benedikt glaubt an das Gute im andern. Er braucht den andern nicht zu ändern, er will ihm nur helfen, daß das Gute in ihm immer mehr durchbrechen kann. Aber es ist schon da. Und dieser Glaube an den guten Kern, an die Gegenwart Christi im andern nimmt diesen in einer ganz intensiven Weise an. Wer sich trotz seines unangenehmen Verhaltens so tief angenommen fühlt, der kann und wird sich viel leichter ändern als einer, der sich der ständigen Kritik ausgesetzt sieht und in der Kritik spürt, daß man ihn nur sehr bedingt annimmt. Manchmal entspringen unsere Versuche, die zwischenmenschlichen Schwierigkeiten auf rein psychologischer Ebene bereinigen zu wollen, dem Unglauben, der Unfähigkeit, an die Gegenwart Christi im andern zu glauben. Wir wollen es leichter haben, indem wir den andern psychologisch zurechtbiegen. Dabei behandeln wir ihn oft genug wie ein Objekt, anstatt ihn in seiner Einmaligkeit und Gottunmittelbarkeit anzunehmen.

Die Ehrfurcht vor dem Geheimnis des andern befreit von dem Zwang des Sich-wehren-Müssens gegenüber allen Änderungsversuchen. Sie befreit von der Sucht, in das Geheimnis des andern dringen zu wollen, alles wissen zu wollen, was ihn bewegt. Benedikt vertraut darauf, daß der andere mit seinen Problemen und Komplexen von Gott geliebt wird, daß er von ihm geführt und gelehrt wird und daß nicht ich die Führungsaufgabe allein übernehmen und ihn nach meinen Maßstäben ausrichten muß. In dieser Atmosphäre der gegenseitigen Ehrfurcht voreinander kann sich der einzelne viel leichter öffnen, er fühlt sich freier, und er kann menschlich darin leben – ohne Angst, ohne den Druck, alles preisgeben zu müssen<sup>2</sup>.

<sup>2</sup> Vgl. dazu: Fidelis Ruppert/Anselm Grün, *Christus im Bruder nach der Regel Sankt Benedikts*, Münsterschwarzach 1979; Anselm Grün, *Benedikt von Nursia – Seine Botschaft heute*, Münsterschwarzach 1979.

## Der Umgang mit den Bedürfnissen

Im 34. Kapitel gibt Benedikt eine weitere Grundbedingung für menschliches Miteinander an:

Wie es in der Schrift heißt: jedem wurde zugeteilt, was er nötig hatte. Damit wollen wir nicht sagen, daß es ein Ansehen der Person geben darf – was ferne sei –, sondern daß man auf die verschiedenen Bedürfnisse (Schwächen – infirmitates) Rücksicht nimmt. Wer also weniger braucht, danke Gott und sei nicht traurig; wer aber mehr braucht, demütige sich wegen seiner Schwäche und überhebe sich nicht, weil man auf ihn Rücksicht nimmt. Auf diese Weise bleiben alle Glieder in Frieden.

Bedingung, daß man im Frieden miteinander leben kann, ist hier, daß jeder mit seinen Bedürfnissen richtig umzugehen vermag. Die Bedürfnisse dürfen nicht verdrängt werden. Jeder darf sie vor sich selbst und vor den andern eingestehen. Aber er soll sich hüten, sie mit allen möglichen Gründen zu rechtfertigen, etwa damit, daß es ihm doch schließlich zustehe, daß die Gemeinschaft das für ihn übrig haben müsse usw. (und wie die Rechtfertigungsgründe alle heißen). Dann würde das Bedürfnis nicht wirklich eingestanden, sondern hinter einer Forderung versteckt. Das Bedürfnis ist für Benedikt eine Schwäche: Ich komme noch nicht ohne Zigaretten, ohne Alkohol, ohne ständige Anerkennung und ohne die vielen andern Ersatzbefriedigungen aus. Benedikt huldigt nicht der heute weitverbreiteten Ideologie, daß alle Bedürfnisse befriedigt werden müssen; er macht keinen Kult daraus. Er gesteht dem einzelnen zwar zu, daß er seine Bedürfnisse stillen darf, aber nur, wenn er in aller Demut eingestehst, daß er noch nicht soweit ist, darauf zu verzichten, und wenn er demütig genug ist, vor den andern zu seinen Bedürfnissen zu stehen. Er braucht seine Bedürfnisse nicht heimlich zu befriedigen, aber er soll sie immer als Schwäche und nicht als Selbstverständlichkeit ansehen. Er soll sie nicht als Norm für die anderen hinstellen, als ob das heute doch so üblich sei. Als Norm gilt nicht das Bedürfnis des einzelnen, sondern die Regel Benedikts, an der sich der einzelne zu messen hat.

Wer weniger Bedürfnisse hat, so sagt Benedikt, soll Gott danken und nicht traurig sein. Er soll also nicht neidisch auf die andern blicken und nicht selbstgerecht auf sie herabsehen. Er soll Gott danken, daß er dieses Bedürfnis nicht hat, ohne sich über die andern zu erheben und ohne sich über sie zu ärgern. Das setzt eine tiefe menschliche Reife voraus. Wenn ich durch das Bedürfnis des andern an meine eigenen erinnert werde, dann ärgere ich mich darüber. Wenn ich dagegen mit meinen Bedürfnissen zurechtkomme, dann kann ich sie auch einem andern zugestehen, ohne mich darüber aufzuregen. Dann verzichte ich auch darauf, dem andern seine Bedürfnisse vorzurechnen und mir eben auf anderem Gebiete mehr zu leisten. Ich bin vielmehr zufrieden, ich verzichte un-

ter Danksagung. Dankend Bedürfnisse erfüllen und dankend verzichten können, das wäre ein Weg zum Frieden mit uns selbst und untereinander. Aber es ist kein leichter Weg. Man muß sich selbst gegenüber sehr ehrlich sein, sich seine Schwächen erst eingestehen, bevor man damit fertig werden kann und durch die Schwächen der andern nicht ständig aus dem inneren Gleichgewicht gebracht wird.

### Discretio

Der rechte Umgang mit den Bedürfnissen der einzelnen führt zu einer weiteren Haltung, die für menschliches Zusammenleben nötig ist: die Discretio, die Gabe der Unterscheidung. Benedikt nennt die Discretio die Mutter aller Tugenden und fordert sie vor allem vom Abt. Sie ist die Kunst, auf den einzelnen einzugehen und sich in ihn so hineinzufühlen, daß man spürt, was ihm gut tut. Benedikt hält nichts von starren Prinzipien. Eine starre Prinzipientreue, wie sie in einigen Jugendsektengruppen propagiert wird, wäre ihm ein Greuel; denn sie geht am einzelnen vorbei; sie unterwirft den einzelnen einer abstrakten Norm. Die Normen werden wichtiger als der einzelne. Es ist zwar leichter, für eine Gemeinschaft feste Normen und Prinzipien aufzustellen und jedes abweichende Verhalten durch Strafen einzudämmen, aber reifer wird der einzelne in einer solchen Gemeinschaft kaum. Und auf *menschliche* Weise wird man dort auch kaum zusammenleben, eher diszipliniert, gedrillt, auf einen Nenner gebracht.

Benedikt dagegen schärft dem Abt ein, daß er den Eigenarten vieler zu dienen habe. Er soll sich in den einzelnen hineinhören, ihn dort abholen, wo er steht, ihn nicht einfach einer abstrakten Norm unterwerfen und danach beurteilen, sondern er soll sich dem einzelnen anpassen und anschmiegen; beim einen soll er es mit liebenswürdiger Güte, beim andern mit Strenge versuchen. Er soll sich also ganz auf den einzelnen einlassen. Anschmiegen – das heißt: Kontakt aufnehmen, in Berührung kommen mit dem andern, sich mit ihm identifizieren, in seine Not hinabsteigen, um sie selbst zu spüren, mit ihm eins werden. Nur so kann man entdecken, was dem einzelnen gut tut.

Was Benedikt vom Abt fordert, das sollte jeder in einer Gemeinschaft zu verwirklichen suchen. Menschlich zusammenleben kann man nicht nach starren Normen, sondern nur, wenn man den einzelnen als Individuum ernst nimmt, sich in ihn hineinfühlt, gemeinsam mit ihm ein Stück des Weges geht. Wenn sich in einer Gemeinschaft einige ständig darüber beklagen, daß andere sich nicht an die Normen halten, und wenn sie vom Abt deren Bestrafung fordern, so zeigt das, daß die Gemeinschaft noch nicht die Reife erlangt hat, die Benedikt von ihr erwartet. Benedikt kennt zwar auch Strafe und Zurechtweisung, aber er ist frei von jeder Nivellierungstendenz, die alle über den gleichen Kamm scheren will. Nivellierungssucht hat immer mit Neid zu tun. Man

kommt mit seinen eigenen Bedürfnissen nicht zurecht und gönnt sie daher auch den andern nicht. Statt gleiches Verhalten zu fordern, erwartet Benedikt, daß man sich um den kümmert, der durch seine übertriebenen Bedürfnisse auf seine innere Krankheit und Schwäche hinweist.

Benedikt fordert die *Discretio* vor allem gegenüber den Schwachen. Der Abt soll sich um die schwachen Brüder kümmern, sich um sie sorgen. Er soll bemüht sein, ihre Wunden zu heilen. Ein Zeichen, wie weit eine Gemeinschaft *menschlich* zusammenlebt, ist ihr Umgang mit den schwachen Mitgliedern, mit den Außenseitern, mit den schwarzen Schafen. Wenn sie ausgestoßen werden, wenn man von ihnen nichts wissen will, zeigt das, daß die Gemeinschaft ihre eigenen Wunden nicht wahrhaben will. Denn die schwachen Glieder haben gerade die Funktion, eine Gemeinschaft auf ihre eigenen Schwächen und Wunden hinzuweisen, ihr ihre Wunden wie einen Spiegel vor Augen zu halten. Und eine Gemeinschaft tut gut daran, in diesen Spiegel zu schauen und ihn nicht als lästig wegzuschieben. Kranke Glieder zeigen immer auch, daß in der Gemeinschaft etwas krank ist. Und der Krankenstand einer Gemeinschaft weist immer auf ihren Zustand im ganzen hin. Nicht der Ausschluß der Kranken, sondern die Solidarität mit ihnen, das gemeinsame Sich-Stellen vor Gott kann die Wunden einer Gemeinschaft langsam heilen.

## Ordnung

Ein weiteres Element benediktinischen Gemeinschaftslebens ist die feste Ordnung, in der es verläuft. Der Tag ist genau geordnet: Alle stehen beim gemeinsamen Zeichen auf, beginnen den Tag mit dem gemeinsamen Chorgebet; der Tag ist genau aufgegliedert in Stunden der Arbeit, des Gebetes, der privaten Meditation, der Lesung und des mitbrüderlichen Gespräches. Was einem auf den ersten Blick als starre Ordnung vorkommt, die die Freiheit und Spontaneität beschneidet, erweist sich als Hilfe und Schutz für ein dauerhaft glückendes Zusammenleben. Die Ordnung ist zunächst für den einzelnen eine Hilfe: Wer sich einer äußeren Ordnung überläßt, der kann in sein inneres Durcheinander Ordnung bringen, in seine wechselnden Launen, in seine Lustlosigkeit oder aber in seine Hetze und Maßlosigkeit bei der Arbeit. Die äußere Ordnung kann einen innerlich in Ordnung bringen; sie lenkt unsere Energie in die richtigen Bahnen. Ohne äußere Ordnung verbrauchen wir viel zuviel Energie, um uns zu überlegen, was wir noch alles tun sollten – und am Ende merken wir, daß wir das Wichtigste doch unterlassen haben. Wir stürzen uns in die Arbeit und haben keine Zeit für das Lesen oder Beten. Die Ordnung des Tages aber teilt jeder Beschäftigung das ihr zustehende Maß zu. Und so kommt man trotz vieler Arbeit doch täglich zum Beten, zum Lesen, zum zwanglosen Mit-einandersprechen. Die Ordnung hält einen im Gleichgewicht.

Die Ordnung ist aber auch für das gemeinsame Zusammenleben wichtig. Ohne Ordnung zerstreut sich die Gemeinschaft. Jeder stürzt sich maßlos in seine Arbeit oder in sein Hobby und findet keine Zeit für die anderen. Die Ordnung hingegen bringt die Gemeinschaft täglich immer wieder zusammen: beim Gebet, bei der Arbeit, bei den Mahlzeiten, im Gespräch während der Rekreation. Sie wacht also darüber, daß die wesentlichen Elemente gemeinsamen Lebens erhalten und Tag für Tag praktiziert werden – und dies ohne großen Kraftaufwand. Ohne feste Tagesordnung würde man trotz besten Willens nicht die Zeit finden, täglich miteinander zu sprechen, zu essen, zu beten. Jeder wäre viel zu sehr mit sich und seiner Aufgabe beschäftigt. So aber weiß man, wo und wann man diesen oder jenen trifft, wer wann Zeit hat und wann man ihn lieber nicht stören sollte. Wenn der Tag eines jeden geordnet ist, dann kann man sich auf den andern verlassen. Und dieses Sich-verlassen-Können schafft Vertrauen, Geborgenheit; es verbindet miteinander.

Benedikt ordnet nicht bloß den Tagesablauf, sondern auch die Gemeinschaft selbst. Er gibt ihr feste Strukturen, er gliedert sie auf; er regelt die Leitung und gibt dem Abt die letzte Verantwortung. Dem Abt gegenüber läßt er keine Entschuldigung gelten. Der Abt ist verantwortlich für den Geist der Gemeinschaft; er kann sich nicht herausreden mit den schwachen Mitgliedern. Er ist Teil seiner Gemeinschaft, und wenn er richtig lebt, dann ist zumindest ein Teil der Gemeinschaft heil, von dem her sich dann das Heil ausbreiten und die andern anstecken kann. Zur Gemeinschaft gehört nicht nur Brüderlichkeit, sondern auch Verantwortung. Einer muß den Kopf hinhalten. Er darf sich nicht auf die Initiativen der andern verlassen, sondern er hat aktiv dafür zu sorgen, daß in der Gemeinschaft ein guter Geist herrscht. Die Betonung der Autorität durch Benedikt ist uns heute fremd. Aber der Mut zu einer klaren Führung täte jeder Gemeinschaft gut. Es hat keinen Zweck, über den schlechten Zustand einer Gemeinschaft zu klagen – Benedikt läßt für den Abt keine Ausrede gelten. Er sollte den Geist einer Gemeinschaft positiv verändern.

Benedikt ordnet auch die Dienste in der Gemeinschaft. Er baut seine Gemeinschaft nicht bloß auf Gefühlen des Zusammengehörens auf, sondern er gibt klare Anweisungen, wie die gegenseitige Liebe konkret aussehen soll. Es genügt nicht, sich nur emotional aneinander zu binden; die täglichen Dienste müssen einfach funktionieren, sonst verbraucht man unnütze Energien. Genauso wichtig wie eine gute emotionale Stimmung in der Gemeinschaft ist das reibungslose Funktionieren der täglichen Dienste: des Abspüldienstes, des Küchendienstes, des Reinigungsdienstes. Viele Wohngemeinschaften gingen daran zugrunde, daß sie länger darüber diskutieren mußten, wer nun abspülen solle, als diese Arbeit tatsächlich gedauert hätte. Die Bereitschaft zur Gemeinschaft muß sich eben in den banalen Diensten des Alltags zeigen und nicht in sporadischen Gefühlsausbrüchen.

Und noch ein Aspekt an der Ordnung scheint mir für das Gemeinschaftsleben wichtig zu sein. Benedikt kennt feste Formen für seine Gemeinschaft, Rituale für das Miteinander-Umgehen. Er beschreibt, wie sich die Mitbrüder anreden sollen, wie Junge und Alte sich gegenseitig begrüßen sollen (63. Kapitel). Man mag über die Formen streiten, entscheidend ist, daß sich das Zusammenleben in festen, aber lebendigen und lebenspendenden Formen abspielt – und nicht in starren und toten. Wir haben heute ja wieder neu ein Gespür dafür entwickelt, daß die äußeren Formen eine Hilfe sein können. Sie helfen, die gegenseitige Verbundenheit, das Miteinander auch auszudrücken und dadurch zu intensivieren. Wenn Mitbrüder sich den Friedensgruß geben, dann ist das nicht ein totes Ritual, sondern es schafft auch eine emotionale Verbundenheit. Das Zusammengehörigkeitsgefühl braucht Ausdruck. Die Gefühle wollen nach außen treten, sonst verkümmern sie. Rituale sind eine Hilfe, die Gefühle zu äußern. Gleichzeitig bieten sie die Gewähr, daß die Gefühle nicht überborden und den andern überfluten. Die Frage nach einer menschlichen Gemeinschaft ist daher immer auch eine Frage nach einem gesunden Stil des Miteinander-Umgehens, nach Formen, in denen man sich zu Hause fühlen kann.

### Christus nichts vorziehen

Benedikt gründet seine Gemeinschaft nicht, damit sich die Mönche darin wohlfühlen und sich gegenseitig ein angenehmes und emotional erfülltes Leben ermöglichen. Er will eine Schule für den Dienst des Herrn errichten. Er will, daß die Mönche gemeinsam den Weg zu Gott gehen, daß sie der Liebe zu Christus nichts vorziehen. Das Ziel der Gemeinschaft liegt nicht innerhalb, sondern außerhalb von ihr selbst. Die Gemeinschaft soll nicht im eigenen Saft schmoren, nur um sich und ihre Probleme kreisen, sondern sie soll Christus dienen und bestrebt sein, daß in allem Gott verherrlicht werde. Gott ist das Ziel. Auf ihn hin wollen die Mönche offen werden, sich von ihm läutern lassen, sich von ihm in Dienst nehmen lassen.

Wenn eine Gemeinschaft nur um sich selbst kreist, wird ihr Leben bald unfruchtbar: Sie wird blind für die Probleme der Welt; sie spielt ihre kleinen Probleme künstlich hoch. Ein Ausweg bietet sich für die Gemeinschaft, indem sie ihre Aktivitäten ganz nach außen verlagert, wenn sie ein fest umrissenes äußeres Ziel hat. Das kann eine Zeitlang zusammenhalten. Eine Truppe wird zusammengehalten vom Kampf gegen den Feind; eine Arbeitsgruppe wird zusammengehalten durch die gemeinsame Arbeit, durch das gemeinsame Streben, ein gestecktes Ziel zu erreichen. Doch ist das äußere Ziel erreicht, dann fällt eine nur vom Ziel her geeinte Gemeinschaft wieder auseinander.

Benedikt hat nicht ein äußeres Ziel vor Augen, nicht ein gemeinsames Werk, dem sich die Brüder verschreiben, etwa die Rodung der Wälder oder die

Missionierung eines Gebietes. Das sind zwar auch Hilfen, die die Gemeinschaft innerlich festigen können; doch Benedikt setzt Christus zum Ziel der Gemeinschaft. Christus soll die Mitte sein, um die sich alles dreht. Der Liebe zu Christus sollen die Mönche nichts vorziehen. Wenn eine Gemeinschaft nur darauf bedacht ist, die Gefühle zueinander zu klären und zu vertiefen, dann steht sie auf wackeligen Beinen. Wenn sie sich selbst dagegen nicht so wichtig nimmt, sondern versucht, Gott zu dienen, Christus zu lieben, sich immer mehr ihm hinzugeben, dann wächst sie auch als menschliche Gemeinschaft tiefer zusammen. Jacques Loew hat mit seinen Basisgemeinden in Brasilien die gleiche Erfahrung gemacht:

Wie man sieht, beruht die echte brüderliche Gemeinschaft nicht zuerst auf dem Gefühl. Gleich dem Haus, das auf dem Felsen erbaut ist, gründet sie sich auf Jesus und das Wort Gottes. Heißt das, daß das Gefühl keine Rolle spielt? Durchaus nicht, aber das Gefühl kommt später wie eine Blüte oder eine Frucht am Baum. Es ist nicht die Wurzel des Baumes. Wenn wir ein Team, eine Gemeinschaft auf der Freude, „uns miteinander wohl zu fühlen“, aufbauen, wenn in unseren Gesprächen Worte wie „verstanden werden“, „im Vertrauen“, „zugegeben“, „ich möchte kein Urteil abgeben“, zu oft vorkommen, wird das Team immer auf unsicheren Füßen stehen und so zu einer Sorge werden, die uns so sehr beanspruchen wird, daß niemandem mehr Zeit und Möglichkeit bleiben wird, etwas anderes zu tun. Baut sich die Gemeinschaft dagegen auf dem Willen auf, den Herrn gegenwärtig zu machen und sich entsprechend zu verhalten, dann wird das übrige von selber kommen.<sup>3</sup>

Christus als der gemeinsame Drehpunkt kann eine Gemeinschaft intensiver miteinander verbinden als der Austausch gegenseitiger Zuneigung. Wenn eine Gemeinschaft Gottesdienst feiert und sich darin von der Gegenwart des göttlichen Geistes erfassen läßt, so wächst sie in viel tieferen Dimensionen zusammen. Freilich schafft der gemeinsame Gottesdienst noch keine Gemeinschaft. Man kann täglich miteinander beten und sich sonst trotzdem aus dem Weg gehen und nebeneinander her leben. Das gemeinsame Beten ist jedoch eine Chance, wenn man im Gebet ganz bewußt die andern wahrnimmt und sich gemeinsam mit seinen Konflikten vor Gott stellt. Gerade indem man sich nicht auf seine Konflikte fixiert, sondern von sich weg auf Gott schaut, der alle gemeinsam aushält, kann man miteinander leben, auch ohne alle zwischenmenschlichen Konflikte schon aufgearbeitet zu haben. Jede Gemeinschaft hat sich mit Spannungen und Konflikten herumzuschlagen. Viele Probleme lassen sich nicht lösen – weder durch gruppendifamische Methoden, noch durch Gebet. Vieles hat sich verhärtet in den vielen Jahren, in denen man miteinander

<sup>3</sup> Ihr sollt meine Jünger sein, Freiburg 1978, 152.

lebte. Doch im gemeinsamen Gebet vor Gott kann eine Gemeinschaft die Kraft erfahren, mit ihren Problemen zu leben. „Klöster“, so schreibt Henry M. Nouwen, „baut man nicht, um Probleme zu lösen, sondern um Gott aus den Problemen heraus zu loben.“<sup>4</sup> Wenn eine Gemeinschaft Gott lobt trotz der Schwierigkeiten, die sie miteinander hat, dann jubelt sie sich nicht künstlich hoch, sondern sie drückt ihren Glauben aus, daß Gott, der die Welt erschaffen hat und sie trägt, auch ihre Probleme zu lösen und zu tragen vermag. Und so wird ein Gemeinschaftsleben auf Dauer ermöglicht. Eine Gemeinschaft, die Gott lobt und der Liebe zu Christus nichts vorzieht, ist nicht besser als die anderen menschlichen Gemeinschaften; aber sie kann menschliches Miteinander-Leben trotz aller Spannungen und Zerreißproben durchhalten. Der Blick auf Gott eint sie und läßt sie die eigenen Probleme von einer anderen Warte aus betrachten. Sie steht nicht unter dem Druck, alle Probleme lösen zu müssen; vor Gott kann sie auch mit ihren Problemen leben – gelassen, vertrauend, mit einem Humor, der sich selbst vor Gott nicht so wichtig nimmt, der in der Gegenwart Gottes Distanz zu sich und seinen Problemen bekommt und so allein fähig ist, in unserer unvollkommenen Welt menschlich miteinander zu leben.

---

<sup>4</sup> Ich hörte auf die Stille, Freiburg 31979, 199.

## Franz von Assisi und die Kirche der Armen\*

Anton Rotzetter, Schwyz

Von alters her verbindet sich die geschichtliche Persönlichkeit des Franz von Assisi mit der sozialen Wirklichkeit Armut, wie schon der Name „il poverello“ anzeigt: Franz von Assisi und Armut gehören zusammen.

In der Spiritualität des Heiligen lassen sich viele andere Gesichtspunkte aufzeigen, die an sich ohne diesen Aspekt Armut erklärbar sind. Ich habe sie bisher immer zusammengefaßt in fünf Punkten:

1. Das Evangelium als befreiende Botschaft ist der Sinn seines Lebens: extra Evangelium nulla salus – außerhalb des Evangeliums kein Heil!
2. Die brüderliche Gemeinschaft ist für Franz von Assisi der ständige Ort seines Lebens: extra fraternitatem nulla vita – außerhalb der Brüderlichkeit kein Leben!

---

\* Vortrag an der Katholischen Universität Eichstätt am 18. Januar 1983.